

DAS MADDOCK MANIFEST

Rezension Filmbulletin, Michael Kuratli

Wenn einer vor leeren Rängen spielt, ist das entweder eine Probe, eine mentale Verwirrung – oder die Auswirkung der Pandemie. In Das Maddock Manifest kommen alle drei Faktoren zusammen. Ausgangslage für das Regiedebüt des gefeierten Schweizer Schauspielers Dimitri Stapfer (Beyto, Frieden) bildet das gleichnamige Theaterstück von Benjamin Burger, dessen Tournee Corona zum Opfer fiel. Die Not macht erfinderisch und Stapfer/Burger reizen die visuellen Möglichkeiten der Leinwand mit einer aufs Essentielle heruntergebrochenen Crew geschickt aus.



In einem leeren Theater probt ein Schauspieler die Revolution. Würde er nur die richtige Abfolge von Wörtern finden, so glaubt er, könnte er die Welt verändern: «Kunst ist eine Massenvernichtungsmasse». War das seine Idee oder jene der Stimme am Telefon? Akribisch dokumentiert er die gescheiterten Versuche. Oder hat er die Welt längst zerstört? In Zeiten, da die Kultur notgedrungenener denn je betont, wie systemrelevant sie sei, wirkt der alte Glaube an die politische Wirkungsmacht des Theaters umso rührender.

Das Maddock Manifest windet sich in exzentrischen Schlaufen aber bald aus der desolaten Bühnensituation heraus, vom Lockdown in den bildgewaltigen Flockdown in den Tessiner Bergen, wo Burger der Anbindung an die Welt in Form eines Telefonkabels nachjagt. Statt einer Lösung stellt die enigmatische Roboterstimme am Apparat aber nur neuerlich stechende Fragen: «Sie werden voraussichtlich für lange Zeit kein Publikum mehr haben. Für immer. Macht Sie das traurig?» Man wünscht dieser erfrischend surrealistischen Reflexion der letzten zwei Jahre das Gegenteil.